

DAS PROFIL DES JÜDISCH-CHRISTLICHEN

Vortrag zum Tag des jüdisch-christlichen Dialogs
gehalten am 17. Januar 2009
in Grottaferrata, Diözese Frascati, Italien

DIE BEGEGNUNG VON JUDEN UND CHRISTEN IM LICHT DER HEILIGEN SCHRIFTEN – TEIL 1

VON MICHAEL P. MAIER, LEHRSTUHL FÜR DIE THEOLOGIE DES VOLKES GOTTES

Gliederung

Teil 1

1. Jüdisch-christlicher Dialog einst und heute
2. Was sind die „Heiligen Schriften“ der Juden?
3. Tanakh und Altes Testament - zwei Versionen eines Buches
4. Genauso wichtig wie die Bibel ist ihre Auslegung: der Talmud
5. Das Neue Testament, die definitive Auslegung des Alten

Teil 2

6. Perspektiven einer Begegnung zwischen Juden und Christen
 - a) Die Erinnerung
 - b) Das Land
 - c) das Volk
7. Eine jüdische Stimme zum heutigen Tag

Zusammenfassung

- 1) Tanakh und Talmud
- 2) Das Neue Testament, die definitive Auslegung des Alten

Jede Begegnung, die nicht nur rein sachlich und zweckgebunden verläuft, sondern eine Brücke des Verstehens zwischen zwei Menschen schlägt, ist ein Wunder. Ein solches Wunder ist es auch, wenn Juden und Christen einander begegnen, auf dem Hintergrund einer langen, komplizierten und oft leidvollen Geschichte! Wir können diese Begegnung nicht erwarten oder verlangen, wir können sie eigentlich nur ersehnen und erbitten. Was wir aber tun können und auch sollten, ist, uns selbst darauf vorbereiten, damit der andere uns im entscheidenden Moment bereit und ihm zugewandt vorfindet.

1. Jüdisch-christlicher Dialog einst und heute

Von Anfang an stand die Begegnung zwischen Juden und Christen im Licht der Heiligen Schriften. Doch in der Vergangenheit handelte es sich dabei meist um den Kampf zwischen zwei Kontrahenten, von denen der eine nur gezwungenermaßen teilnahm. Erst in den letzten Jahrzehnten ist das Bewusstsein gewachsen, dass Juden und Christen Verbündete sind, angesichts einer Welt, die teils ins Heidentum zurückgefallen ist und teils durch Religion radikalisiert wird.

Wie sehr sich das Verhältnis zwischen Juden und Christen gewandelt hat, möchte ich zu Beginn schlaglichtartig an zwei Begebenheiten illustrieren. Die erste liegt über 700 Jahre zurück, sie ereignete sich in Barcelona im Juli des Jahres 1263. Die zweite hat sich erst vor einem Vierteljahr zugetragen, im Oktober 2008 in Rom.

Im Sommer 1263 fand in Barcelona eine bemerkenswerte jüdisch-christliche Begegnung statt, eine Disputation zwischen dem christlichen Theologen Fra Paul Christiani und dem berühmten Rabbiner Moshe ben Nachman, auch Nachmanides genannt. Sie diskutierten über zentrale Themen des jüdischen und christlichen Glaubens, vor allem über den Messias und die Dreifaltigkeit. Beide nahmen ihre Argumente aus der Bibel, genauer, aus der hebräischen Bibel, die wir Altes Testament nennen, und dennoch kamen sie zu völlig unterschiedlichen, ja, gegenteiligen Ergebnissen. Es schien, als ob jeder eine andere Bibel in der Hand hätte. Doch der gravierendste Mangel, an dem alle derartigen Disputationen des Mittelalters litten, war ein anderer: Sie wurde einberufen und geleitet vom König, in unserem Fall von Jakob I., dem Eroberer. Er fällte das Urteil und in seinen Händen lag das Wohl und Wehe der beiden Seiten. Da König Jakob Christ war, gab es für Rabbi Nachmanides nichts zu gewinnen. Vielmehr musste er mit dem Schlimmsten rechnen, mit Geldstrafe, Haft, Bücherverbrennung oder Vertreibung. Letztlich stand das Schicksal aller jüdischen Gemeinden im katalonischen Königreich auf dem Spiel. Wir wissen nicht, wie die Disputation ausging, ob es überhaupt einen Sieger und einen Verlie-

rer gab. In jedem Fall verließ Nachmanides die Stadt und das Land (doch wohl um sich in Sicherheit zu bringen!) und wanderte ins Heilige Land aus.

Das zweite Ereignis haben wir alle miterlebt: Am 6. Oktober vergangenen Jahres, 2008, sprach zum ersten Mal ein jüdischer Rabbiner bei einer Bischofssynode, der Oberrabbiner von Haifa, Shear-Yashuv Cohen. Dabei ging es nicht darum, wer recht und wer unrecht hat, sondern um ein gemeinsames Lernen, um ein besseres Verstehen der Schrift mit Hilfe der reichen jüdischen Tradition:

Rabbi Cohen erläuterte den Synodenvätern die Bedeutung der Heiligen Schrift für das Judentum, vor allem im Gottesdienst, in den Gebeten und in der Erziehung. Er kam auch deshalb, weil er seit mehreren Jahren Personen von Sant'Egidio kennt und schon zweimal an einem Treffen mit Vertretern des Vatikan in Villa Cavalletti teilgenommen hat. Am Ende des Vortrags wurde er von Papst Benedikt herzlich begrüßt, und am Abend fand im Haus des israelischen Botschafters noch ein festliches Abendessen statt, an dem neben den Oberrabbinern von Florenz und Rom auch der für die Beziehung zum Judentum zuständige Kardinal Kasper teilnahm. In der langen Reihe der jüdisch-christlichen Begegnungen war diese sicher eine Sternstunde, oder, wie Rabbi Cohen selbst sagte, „ein Zeichen der Hoffnung und der Liebe, der Koexistenz, des Friedens für unsere Generation und für die künftigen Generationen“.

2. Was sind die „Heiligen Schriften“ der Juden?

Nach diesen beiden Schlaglichtern möchte ich nun zum Thema dieses Abends kommen: „Die Begegnung von Juden und Christen im Licht der Heiligen Schriften“. Mit Absicht spreche ich von *den* Heiligen Schriften und nicht einfach von *der* Heiligen Schrift, denn es ist nicht so, dass Juden und Christen einfach dieselbe Bibel hätten. Vielmehr haben beide jeweils ihre Heiligen Schriften, die in einer Hinsicht gleich sind, in einer anderen Hinsicht aber verschieden.

Was sind also die Heiligen Schriften der Juden und welches Licht werfen sie auf die jüdisch-christliche Begegnung?

Die wichtigste Bezeichnung für die jüdische Bibel ist „Tanakh“. Es handelt sich dabei um ein Kürzel, um die Zusammenfügung der Anfangsbuchstaben der drei Teile der hebräischen Bibel: „T“ steht für *Tora*, „N“ für *Neviim* (Propheten) und „K“ für *Ketuvim* (Schriften). Der erste und wichtigste Teil der hebräischen Bibel ist die Tora, die fünf Bücher Mose (Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium). Der Überlieferung nach hat Gott die Tora Mose auf dem Berg Sinai offenbart. In

ihr sind alle Gesetze und Weisungen enthalten, die das Leben des jüdischen Volkes regeln.

Der zweite Teil der Bibel sind die *Propheten*. Dazu gehören die Geschichtsbücher, die die Ereignisse von der Landnahme bis zur Zerstörung Jerusalems und dem babylonischen Exil erzählen, ebenso wie die Bücher der Propheten Jesaja, Jeremia, Ezechiel usw.

Im dritten Teil sind die poetischen und weisheitlichen *Schriften* versammelt, u. a. die Psalmen, das Buch Ijob, das Hohelied.

Beim Gottesdienst in der Synagoge werden Woche für Woche Abschnitte aus der Tora vorgetragen. Die Lesung setzt zu Beginn jeden [jüdischen] Jahres mit Gen 1 an, mit der Erschaffung der Welt, und endet mit Dtn 34, dem Tod des Mose. Am heutigen Shabbat wurde z. B. der Abschnitt „Shemot“, die ersten Kapitel des Buches Exodus gelesen.

Auf diese Weise werden im Laufe eines Jahres, Abschnitt für Abschnitt, alle fünf Bücher Mose vorgetragen. Ergänzend dazu wird jeweils ein Abschnitt aus den Prophetenbüchern gelesen, der das Thema kommentiert und aktualisiert.

Die Gemeinde, die sich jeden Shabbat zum Gebet versammelt, erlebt also jedes Jahr neu die ganze Geschichte der Welt und des Volkes Israel mit, beginnend mit der Schöpfung und den tröstlichen Worten „und er sah, dass alles sehr gut war“. Wo aber endet die Geschichte? Die Lesungen führen die Gemeinde, nachdem sie vom Auszug in Ägypten erzählt haben, nicht etwa ins Land hinein. Nein, sie enden in dem Augenblick, in dem Israel am Rand des Landes steht, in dem Augenblick, in dem Mose vom Berg Nebo herunterschaut, das ganze Land überblickt und dann stirbt. An demselben Shabbat, an dem dieser Abschnitt gelesen wird, wird sofort wieder bei der Erschaffung der Welt angefangen.

So führt die Liturgie die Gemeinde immer neu an den Rand des Landes. Israel sieht das Land zu seinen Füßen liegen, es hat die Verheißung, dass es hineinziehen wird, aber es besitzt es noch nicht. Darin drückt sich eine tiefe Glaubenserfahrung aus: Das Gottesvolk hat das Land nicht wie einen festen Besitz, sondern muss es immer neu erwerben; es muss sich immer neu darauf vorbereiten, in es hineinzuziehen.

Eine ähnliche Beobachtung macht man, wenn man die hebräische Bibel in der Reihenfolge ihrer Bücher studiert. Sie endet mit den Büchern der Chronik. In ihnen wird die gesamte Geschichte, angefangen bei Adam bis zum Untergang des Reiches Juda, noch einmal erzählt. Und ganz am Schluss wird das Dekret des persischen Königs Kyrus zitiert, der die Verbannten auffordert, nach Jerusalem zurückzukehren und den Tempel wiederaufzubauen. Der letzte Satz – und damit endet die

Heilige Schrift der Juden überhaupt – lautet: „Jeder unter euch, der zu seinem Volk gehört – der Herr, sein Gott, sei mit ihm –, der soll hinaufziehen.“ (2 Chr 36,23)

In diesem Satz, obwohl er aus der Feder eines fremden Königs stammt, ist ein We-senszug des Jüdischen verdichtet: die Rückkehr der Zerstreuten und die Sammlung des Volkes im eigenen Land. Dieser Aufruf gilt über die Zeiten hinweg; er wurde zur Maxime des Zionismus: Jeder, der zum jüdischen Volk gehört, soll nach Jeru-salem hinaufziehen, soll Alijah machen, wie man heute sagt, um in Israel zu leben.

3. Tanakh und Altes Testament – zwei Versionen eines Buches

Mein Hebräisch-Lehrer Ran, ein Medizinstudent aus Israel, fragte mich vor eini-gen Wochen, welche Bibelausgabe ich für meine Vorlesungen an der Gregoriana benutze. Ich zeigte ihm die wissenschaftliche Ausgabe des Alten Testaments, die *Biblia Hebraica Stuttgartensia*. Er kannte sie nicht und war überrascht, in ihr den-selben Text zu finden, wie er in der Synagoge in Rom benutzt wird.

Von daher muss man ganz eindeutig sagen: Tanakh und Altes Testament sind das gleiche Buch, es sind zwei Bezeichnungen für das gleiche Buch. Allerdings hat die katholische Kirche in ihr Altes Testament noch andere Schriften aufgenommen, die nicht im Tanakh stehen. Auch sie wurden von Juden verfasst, jedoch nicht auf Hebräisch, sondern auf Griechisch. Sie wurden dann im Rahmen der griechischen Bibelübersetzung, der Septuaginta, überliefert.

In den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung hatte sich das Judentum nämlich im ganzen Mittelmeerraum verbreitet. Dort aber wurde Griechisch ge-sprochen, und auch die jüdischen Gemeinden bedienten sich dieser Sprache. Das Hebräische wurde zwar weiter im Gottesdienst verwendet, aber viele verstanden es nicht mehr. Aus diesem Grund wurden im 3. Jahrhundert v. Chr. in Alexandria, der größten jüdischen Gemeinde der Diaspora, die Heiligen Schriften ins Griechi-sche übertragen. Kein Wunder, dass auch die Verkünder des Evangeliums, allen voran der Apostel Paulus, für ihre Briefe und Missionspredigten die griechische Sprache verwendeten. Das Christentum konnte sich auch deshalb so schnell aus-breiten, weil es sich für das Griechentum öffnete, nicht nur für seine Sprache, son-derm auch für seine Philosophie. Aus diesem Grund enthält das Alte Testament, wie es die katholische Kirche bewahrt hat, neben den Schriften der hebräischen Bibel weitere, auf Griechisch verfasste Bücher, z.B. das Buch der Weisheit, Jesus Sirach, die Makkabäerbücher.

Die griechische Version des Tanakh ist nicht nur umfangreicher als die hebräische, sie ist auch anders angeordnet. Auch sie beginnt mit der Erschaffung der Welt, den Patriarchen, dem Auszug aus Ägypten und der Offenbarung am Sinai und erzählt

dann die Geschichte des Volkes Israel im Land und seine Verbannung. Im Unterschied zum [hebräischen] Tanakh folgen nun aber die poetischen und weisheitlichen Schriften, die Antwort des Menschen auf das Handeln Gottes, mit Lob und Klage, Lebensweisheiten und philosophischen Reflexionen. Den letzten Teil bilden die Schriften der Propheten mit ihren Verheißungen über ein neues Handeln Gottes, z. B. durch einen idealen König, der sein Volk erlösen wird.

Das christliche Alte Testament endet mit dem Buch des Propheten Maleachi und dieses wiederum mit einer Prophezeiung, die das Kommen Gottes ankündigt. Einer der letzten Sätze lautet: „Bevor aber der Tag des Herrn kommt, der große und furchtbare Tag, seht, da sende ich zu euch den Propheten Elija“ (Mal 3,23).

Wer in der christlichen Bibel diese Prophezeiung liest und dann eine Seite umschlägt, stößt auf das Evangelium nach Matthäus. Dieses erzählt gleich zu Beginn davon, dass Elija wirklich gekommen ist, nämlich in der Gestalt Johannes des Täufers.

Wir haben gesehen: Tanakh und Altes Testament sind das gleiche Buch, zwei Ausgaben eines Buches. Dass es diese zwei Versionen gibt, eine hebräische und eine griechische, ist kein Mangel, sondern ein Reichtum. Denn durch sie wird die gleiche Tradition, der gleiche Glaube auf zwei Weisen ausgedrückt: in der hebräischen Ursprache, der „heiligen Sprache“, und in der Weltsprache Griechisch. Die eine hält fest, dass das Wort Gottes so bewahrt werden muss, wie es ergangen ist (im „Originalton“!), die andere hält fest, dass Gottes Wort alle Menschen erreichen will, dass es eine Botschaft hat für jeden Ort und jede Zeit.

In Rom gibt es eine sehr schöne Darstellung dieses Miteinanders. Sie findet sich in der Kirche S. Sabina auf dem Aventin auf einem Mosaik aus dem 5. Jahrhundert. Es zeigt zwei vornehme, edel gekleidete Frauen, gleich an Würde und doch auch verschieden. In ihrer Hand tragen sie die Bibel, die eine mit hebräischen, die andere mit griechischen Buchstaben geschrieben. Segnend weisen sie darauf hin, wie um zu sagen, dass von diesem Buch der Segen kommt, für diejenigen, die aus dem Volk Israel, *ex circumcissione*, stammen, ebenso wie für diejenigen, die aus den Heiden, *ex gentibus*, stammen. Das Mosaik bezeugt, dass beide Sprachen, beide Traditionen nebeneinander bestehen können, dass sie sich gegenseitig ergänzen, ja, sogar gegenseitig brauchen.

4. Genauso wichtig wie die Bibel ist ihre Auslegung: der Talmud

Der Tanakh ist für gläubige Juden die wesentliche, alles umfassende Urkunde des Willens Gottes. In ihm ist alles enthalten: alles, was sie glauben müssen, alles, was

sie über Gott, die Welt und den Menschen wissen müssen, alles, was sie tun müssen, um als Gottesvolk zu leben, alles, was sie hoffen können.

Dennoch kann man das, was in der Bibel steht, nicht direkt auf das Leben eines Volkes anwenden, das in ganz anderen geschichtlichen Umständen lebt. Eine orthodoxe Jüdin und Professorin aus Jerusalem sagte dazu bei meinem letzten Besuch in Israel im vergangenen Sommer: „Wir Juden lesen den Tanakh, aber wir leben nicht nach dem Tanakh. Unser Leben richtet sich vielmehr nach dem Talmud.“

Der Talmud also als eine Anleitung für das konkrete Leben. Aber was ist das, der Talmud? Diese Frage hat mir vor kurzem sogar ein amerikanischer Theologiestudent gestellt. Für Katholiken ist der Talmud vielleicht das unbekannteste, fremdeste, verschlossenste Buch. Es ist eine Sammlung von Diskussionen der Rabbiner über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, von der Antike bis ins frühe Mittelalter, eine Debatte darüber, wie die Gebote der Tora in den unzähligen Situationen des Alltags praktiziert werden können.

Der Talmud ist wesentlich umfangreicher als der Tanakh, eine ganze Bibliothek aus 63 Bänden, die alle Bereiche des Lebens behandelt. Um einen Eindruck zu geben, nenne ich nur die Titel der sechs Hauptteile: „Aussaat“, über die Abgaben an Priester und sozial Bedürftige; „Festzeiten“, über die Fest- und Fasttage; „Frauen“, das Familienrecht; „Schäden“, über Schadensersatz und Strafen; „Heiliges“, über den Opferkult; „Reines“, die Reinheitsvorschriften.

Der Talmud besteht zum größten Teil aus gesetzlichen Stoffen, aber er ist kein Gesetzbuch wie das Kirchenrecht, mit eindeutigen, systematisch geordneten Anweisungen. Vielmehr ist er die Niederschrift einer ständigen, leidenschaftlichen Diskussion über die richtige Lebensweise, ein Disput, der eigentlich kein Ende hat, weil das Leben immer neue Situationen hervorbringt.

Auch der Talmud ist „Tora“, Weisung. Nach dem jüdischen Glauben wurde auch er von Mose am Berg Sinai empfangen, aber nicht sofort aufgeschrieben, sondern über viele Generationen hinweg mündlich weitergegeben und erst am Ende schriftlich aufgezeichnet. Deshalb wird er im Unterschied zu den fünf Büchern Mose als die „mündliche Tora“ bezeichnet.

So ist alles, was Gott den Menschen mitteilen wollte, in der Tora enthalten, der schriftlichen und der mündlichen. Wer den Willen Gottes kennen möchte, braucht nicht auf eine Stimme aus dem Himmel oder aus seinem Herzen zu warten; er kann alles in diesen Büchern finden.

5. Das Neue Testament, die definitive Auslegung des Alten

Ein ähnlicher Vorgang wie im Judentum fand auch in der Kirche statt. Zum Alten Testament kam ein Kommentar hinzu, das Neue Testament, die definitive Auslegung der Offenbarung Gottes.

Der heilige Augustin erklärte das Verhältnis zwischen beiden folgendermaßen: *Novum Testamentum in Vetere latet et Vetus in Novo patet* – „Das Neue Testament ist im Alten verborgen und das Alte enthüllt sich im Neuen“. Das Neue Testament ersetzt also nicht das Alte Testament, so dass wir von nun an mit ihm allein auskämen. Im Gegenteil, es bekräftigt das Alte Testament und zeigt, wie wir seine Verheißungen und Weisungen verstehen und ins Leben übersetzen können. Zwar enthält es nicht so detaillierte Erörterungen wie der Talmud, aber aus der Praxis und Lehre Jesu und aus den vielen konkreten Fällen in den Briefen der Apostel an ihre Gemeinden ergeben sich klare Maßstäbe, wie das Leben im Glauben aussehen sollte.

Ohne das Alte Testament und die darin enthaltene Geschichte des Gottesvolkes bleibt das Neue unverständlich. Deshalb ist es ein schlimmes Missverständnis, wenn einige moderne Theologen fordern, dass man in den Missionsländern das Alte Testament durch die dortigen Traditionen ersetzen sollte, z. B. durch die Weisheit des Konfuzius oder die Lehren des Buddha. Denn Altes und Neues Testament zusammen bilden die eine, zweigeteilte Heilige Schrift der Christen.

An diesem Punkt muss ich jedoch noch etwas präzisieren: Das Christentum beruht letztlich nicht oder nicht nur auf der Heiligen Schrift; es ist auch streng genommen keine Buchreligion. Es geht vielmehr zurück auf eine Person, auf Jesus von Nazareth. Er, nicht einfach das Neue Testament, ist die definitive Auslegung der Tora. Papst Benedikt hat es beim Angelus-Gebet vor zwei Wochen so gesagt: „Die Jünger kannten Jesus, waren mit ihm zusammen, hörten seine Verkündigung und sahen die Zeichen, die er tat, und erkannten so, dass sich in ihm alle Schriften erfüllten“ (4.1.2009). Für die Jünger, so sagte der Papst schon früher einmal, war Jesus die „Tora in Person“.

Dieses Wort bringt nicht nur die tiefe Übereinstimmung von Altem und Neuem Testament zum Ausdruck. Es drückt auch eine Grundwahrheit des jüdisch-christlichen Glaubens aus: Die Bibel, so kostbar und unentbehrlich sie ist, um den Willen Gottes zu erkennen, ist nicht alles. Denn Gottes Wort will nicht Buchstabe bleiben, will nicht in einem Buch oder einer Rolle eingeschlossen bleiben. Gott möchte, wie der Prophet Jeremia sagt, die Tora auf das menschliche Herz schreiben, damit sie das Leben, nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern das eines Volkes, erfasst

und umgestaltet. Ich glaube, dass Juden und Christen sich in diesem Punkt sehr nahe sind.

Vielleicht legen sie nur einen anderen Schwerpunkt: Während die einen eine Person in die Mitte stellen, die den Willen Gottes ganz erfüllt hat, den Knecht und Sohn Jesus von Nazareth, halten die anderen daran fest, dass es ein Volk braucht, Israel als erstgeborenen Sohn und Gottesknecht.

Der zweite Teil dieses Vortrags wird in Kürze ebenfalls auf der Homepage des Lehrstuhls veröffentlicht.